

winnen“ (S. 13). Während Māris Skujīns (S. 217–225) Aspekte der Rückwirkung interethnischer Beziehungen auf Reinhard Wittram untersucht und damit im Sinne des Tagungsthemas instruktiv ist, hat Mart Kivimäe „Reinhard Wittram als Geschichtsdenkler“ (S. 227–243) im Blick und geht bei seinen wenigen Rückschlüssen auf den Wittram der dreißiger Jahre von dessen späten geschichtstheoretischen Betrachtungen aus. So sehr hier mit Recht der Forderung Garleffs entsprochen wird, das Gesamtwerk adäquat zu würdigen (S. 9), so bleibt doch gerade bei einer so herausragenden wie ambivalenten Persönlichkeit wie Wittram die Forderung nach einer differenzierten Darstellung auch des Professors an der Reichsuniversität Posen bestehen. Mit der berechtigten Aufforderung, ihn nicht mehr in der Manier des Kalten Krieges zum Feindbild zu stilisieren, ist es nicht getan.

Hans-Jürgen Bömelburg, der sich in seinem Beitrag über das Osteuropa-Institut in Breslau (S. 47–72) ausführlich mit der Willfährigkeit mancher Forscher auseinandersetzt, Wissenschaft mit Propaganda und der Legitimierung nationaler Feindbilder zu verbinden, sagt abschließend deutlich, daß die Geschichtsschreibung, deren Darstellung interethnischer Beziehungen sich nur allzu oft in der Schilderung nationaler Konflikte erschöpfte, keinen Beitrag zur Aufarbeitung der multikulturellen Gesellschaften Ostmitteleuropas habe leisten können – und, so mag man ergänzen, wollen. Diesen Befund können Hinweise auf spätere Leistungen mancher anerkannten Historiker nicht widerlegen.

Bemerkenswert an Mart Kivimäes genanntem Beitrag ist jedoch die deutliche Kritik am Synkretismus der heutigen Historiographie in Estland, die er aus Überlegungen Wittrams über die Sprache des Historikers ableitet. Hier hätten sich dem Band insgesamt weitere Perspektiven geboten: die Lehren aus der politisierten Historiographie der dreißiger Jahre nicht nur theoretisch zu erörtern, sondern anhand von aktuellen Beispielen auch zu konkretisieren. Doch dies sei hier nicht als Kritik, sondern als Anregung für eine neue Tagung vorgebracht.

Hamburg

Karsten Brüggemann

Historische Stereotypenforschung. Methodische Überlegungen und empirische Befunde. Hrsg. von Hans Henning Hahn. (Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft, H. 2.) Verlag Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg. Oldenburg 1995. 209 S., DM 20,–.

Der anzuzeigende Sammelband umfaßt insgesamt zehn Beiträge, die aus Vorträgen einer im Februar 1994 vom Historischen Seminar der Universität Oldenburg in Kooperation mit dem Bundesinstitut für ostdeutsche Kultur und Geschichte sowie dem Institut für Geschichte und Archivwesen der Universität Thorn/Toruń in Oldenburg veranstalteten Tagung hervorgegangen sind. Historische und philologische Untersuchungen vereinigend, leistet der Band einen wertvollen Beitrag zur interdisziplinären kulturwissenschaftlichen Stereotypenforschung. Zu Recht beklagt der Hrsg., daß der aktuelle Forschungsstand von einem Mangel an verbindlicher Begrifflichkeit gekennzeichnet sei; entsprechend sind die terminologischen Konzeptionen der einzelnen Autoren sehr unterschiedlich. Dieser Heterogenität wird jedoch insoweit Rechnung getragen, als die Vf. jeweils nicht nur empirische Befunde aus ihren speziellen Forschungsbereichen vorstellen, sondern in vorbildlicher Weise auf den Methodendiskurs eingehen und ihre eigenen terminologischen Prämissen deutlich darlegen. Mit „Stereotyp und Prototyp: Überlegungen zur begrifflichen Abgrenzung vom linguistischen Standpunkt“ (S. 14–40) befaßt sich der Beitrag des Oldenburger Slavisten Gerd Hentschel. Stereotypen in literarischen Werken untersuchen Jens Stüben (Deutsche Polen-Bilder. Aspekte ethnischer Imagotype und Stereotype in der Literatur, S. 41–74) und Michael Garleff (Nationale und soziale Stereotypen in der deutschbaltischen Literatur, S. 173–189).

Stüben geht es vor allem um die Verwendung und Funktion von Polen-Bildern in deutschsprachigen belletristischen und nichtfiktionalen Texten, wobei er engagiert und ausführlich Aufgaben und Möglichkeiten der literaturwissenschaftlichen Imagologie diskutiert und für eine ethnologisch orientierte Kulturanthropologie plädiert. Garleff hinterfragt Selbst- und Fremdbilder in historischen Romanen deutschbaltischer Autoren. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung stehen dabei zwei Romanzyklen von Mia Munier-Wroblewski und Siegfried von Vegesack, anhand deren er die unterschiedliche Verwendung von Stereotypen aufzeigt und darstellt, wie krisenhafte Situationen zur Verfestigung von Feindbildern beitragen können.

Einen deutlichen Themenschwerpunkt des Sammelbandes bilden Beiträge über die gegenseitige Wahrnehmung von Polen und Deutschen, der drei weitere Aufsätze von Historikern der Thorner Universität gewidmet sind, die zeitlich das 17.–20. Jh. umfassen. Kazimierz Maliszewski untersucht „Die polnischen handschriftlichen Zeitungen im 17. und 18. Jahrhundert als Quelle der Forschung von ethnischen Bildern und Stereotypen“ (S. 104–115). Er weist auf den besonderen Wert dieses Quellentyps hin und demonstriert, wie stark religiöse Faktoren – Katholizismus vs. anderskonfessionelle Christen oder Heiden – und außenpolitische Konstellationen – Bündnispartner vs. Gegner – die Fremdwahrnehmung beeinflussten. Im Widerspruch zu Ergebnissen der bisherigen Forschung konstatiert der Vf., daß das Selbstbild der Adelsrepublik keineswegs eindeutig sei: Die Eliten des Landes hätten sich durchaus für das Schicksal des eigenen Staates interessiert. „Die Deutschen im Spiegel der polnischen Publizistik 1871–1914“ (S. 130–138) betrachtet Kazimierz Wajda. Ihn interessiert in erster Linie die Wechselwirkung zwischen den jeweiligen politischen Optionen verschiedener Presseorgane und den von diesen gezeichneten Deutschen-Bildern. „Polnische Auto- und Heterostereotypen während des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts“ (S. 139–149) zeigt Marek Chamoń auf. Ein Beitrag des Herausgebers über „Stereotypen in der Geschichte und Geschichte im Stereotyp“ (S. 190–204), in dem noch einmal grundsätzlich in die „Beziehungskiste Geschichte – Stereotypen“ (S. 192) gegriffen und auf die Gefahr der Stereotypisierung von Geschichts-„Bildern“ hingewiesen wird, beschließt den instruktiven Band, der nicht nur jedem Kulturhistoriker zur Pflichtlektüre gemacht werden sollte.

Hamburg

Sabine Dumschat

Anzeigen

Henry Cord Meyer: *Drang nach Osten. Fortunes of a Slogan-concept in German Slavic Relations, 1849–1990*. Verlag Peter Lang. Bern u. a. 1996. 142 S. (DM 46, —.) — Das schmale Bändchen versucht ein Stück Begriffsgeschichte darzustellen und untersucht die Entstehung, Ausbreitung und Wirkung des Ausdrucks *Drang nach Osten*. Meyer zeigt, daß der Begriff 1849 erstmals von einem polnischen Journalisten in Reaktion auf den in der Paulskirche artikulierten deutschen Expansionismus verwendet wurde, damals aber noch nicht auf fruchtbaren Boden fiel. Erst nachdem er 1865 als Instrument in der politischen Auseinandersetzung im Baltikum verwandt wurde, begann er sich zunächst im Zarenreich, dann auch in anderen slavischen Gebieten zu verbreiten. Dank panslawischer Agitation fand er seit den 1880er Jahren als antideutscher Slogan auch bei französischen ‚Revanchisten‘, in britischen und amerikanischen Schriften Verwendung. Mit der Verschärfung des deutsch-slavischen Gegensatzes, vor allem im Kontext des Ersten Weltkrieges erfuhr der Begriff seine volle Ausbildung und gewann (etwa bei Masaryk und Seton-Watson) gar die Gestalt eines historischen Konzepts, das beachtlichen politischen Einfluß ausübte. Im Nationalsozialismus erfuhr der bis dahin in Deutschland selbst fast unbekannt gebliebene bzw. nicht akzeptierte Ausdruck erstmals eine – wenn auch nur gelegentliche – aktive propagandistische Verwendung auf deutscher Seite, während ihn die Sowjetunion nach 1941 als Schlag-